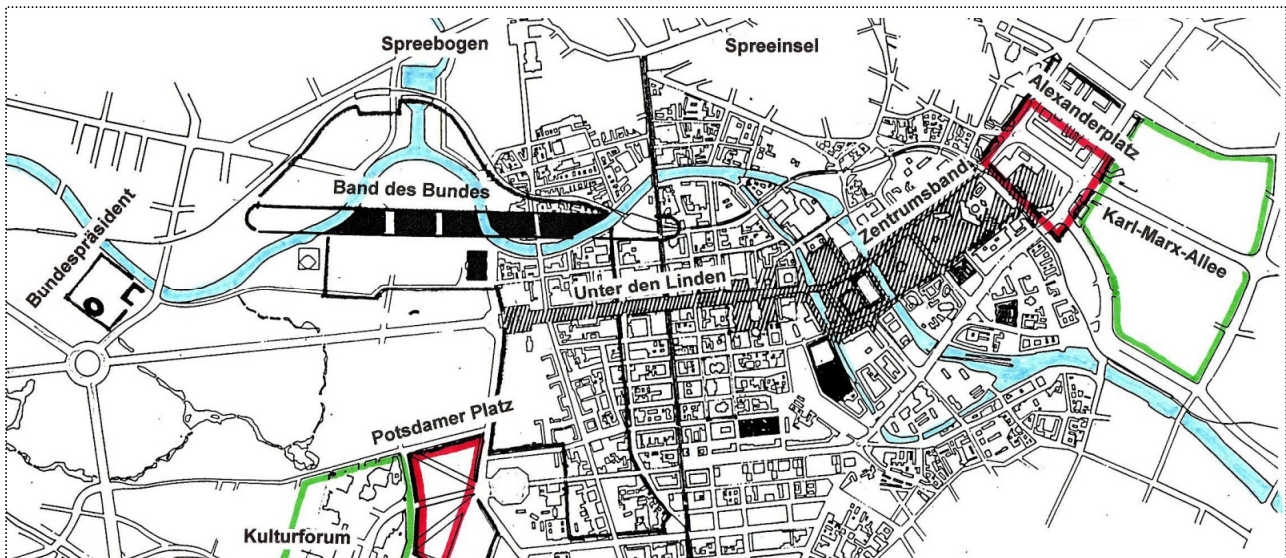


Zeit Zeugen Brief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit

März 2010



Skizze: B. Flierl, Das neue Stadtzentrum von Berlin nach dem Flächennutzungsplan von 1994

Berlin kritisch betrachtet

Von Hans Schwerk, Zeitzeuge

Es waren 75 Minuten jüngste Zeitgeschichte, vorgetragen mit mitreißendem Temperament von dem 83-jährigen „Zeitzeugen“ und ehemaligem Architekturkritiker Bruno Flierl. Unmöglich, die überwältigende Fülle der Gedanken angemessen nachzuerzählen. Das Generalthema, das der Vortragende zu Beginn genannt hat: die Beziehungen zwischen Architektur und Gesellschaft, versprach einen Blick über die Schulter jener „Götter im Zeichenkittel“, der Architekten und Stadtplaner. Wie und warum wurde das, was wir heute sehen, wie es ist – oder: wie es wirkt, was es in uns bewirkt. „Wir sind die Gesellschaft“, aber wissen wir, was wir sind? Wissen wir, wie die „Bilder“, also das, was wir sehen, unser Leben und (ein modernes Wort) Wertesystem bestimmt? Aus den Beiträgen der nachfolgenden Diskussion zu vermuten, waren Fachkollegen unter den Zuhörenden, und auch die „Laien“ hatten fraglos eigene und unmittelbare Beziehungen zum Thema. Ein Vortrag also über etwas, das alle kannten – und auch verstanden hatten?

Bruno Flierl wäre nicht Architekt, wenn er nicht Gedanken durch Bilder unterlegt hätte. Wir sahen immer neue Folien, die wie Mikroskopaufnahmen bauliche und gesellschaftliche Situationen der Entwicklung Berlins in den letzten zwanzig Jahren aufzeigten. Der

enorme – wirklich: der „maßlose“ ungeheure, außerordentliche, erstaunliche (so das Wörterbuch) – Umbruch durch den Fall der Mauer nach Jahrzehnten der „Normalität“ der geteilten Stadt ist ja eigentlich jedem bekannt. Doch aus der Sicht eines Planers, also von „oben“, wird plötzlich erkennbar, was sich „unten“, also auf der Ebene unserer Erfahrungen ereignete, oder – nicht minder aufschlussreich – diskutiert und geplant wurde. Zwei, drei zentrale Orte trug Bruno Flierl vor: den „Potsdamer Platz“, das Regierungsviertel und Schloss mit dem Schlossplatz. Nur in Andeutungen kann ich wiedergeben, was er uns vorgestellt hat.

Der „Potsdamer Platz“

Kein Ort in Berlin war im Augenblick des Mauerfalls „empfänglicher“ für Architektur- und Städtebauplanungen!

Inhalt

Berlin kritisch betrachtet	1
„Die haben uns stark geredet“	2
Die trapsende Nachtigall	4
Wie das Gedächtnis im Alter funktioniert	5
Leserbrief	6
Die Schweizer sind da!	7
Gratulationen /Suchmeldungen	7
Veranstaltungshinweis	7
Veranstaltungen der Zeitzeugenbörse	8

Die kaum, nein gar nicht vereinte Baubehörde war schlicht mit eigenen Problemen überrollt, aber die Wirtschaft nicht. Schnell war das Vakuum gefüllt. Wir kennen es. Mercedes die eine Hälfte, Sony die andere. Und jede Menge „Stararchitekten“ durften sich als „Sternschnuppe“ manifestieren. Die Wirtschaft bestimmte die Gesellschaft. Berlin staunte für den Augenblick. Heute weiß man oft nur, dass der „Postdamer Platz“ gar kein Platz, sondern ein für Einheimische schwer, für Fremde gar nicht verständlicher Umsteigebahnhof von U- zu S-Bahn ist. Kaum mehr. (Berlinale? Na, gut, wenn man jung genug ist.)

An dieser Stelle wage ich einen ganz persönlichen Einschub. Im Sommer 1990 habe ich ein TV-Team der BBC in die Mitte Berlins geführt – mit der U-Bahn. Wir stiegen auf dem alten U-Bahnhof „Potsdamer Platz“ aus und kamen etwa in der Mitte der unbeschreiblichen Wüste des ehemaligen Grenzbereichs an die Oberfläche. Ich habe damals in die Kamera des BBC meine Resignation gesprochen: „Wenn wir die Kraft hätten, um diese Brache im Herzen der Stadt nicht schnell wieder zuzubauen, wäre sie das eindrücklichste Denkmal unseres durch den Hitler-Krieg zerstörten Deutschen Reiches geworden – die Reste des ‚Führerbunkers‘ unter der Erde eingeschlossen.“ Die Verhandlungen mit Mercedes und Sony liefen bereits. Zurück zu Bruno Flierl.

Das „Regierungsviertel“

Mit dem Beschluss, Berlin zur Hauptstadt der aus den beiden Teilstaaten gewordenen Republik zu machen, kam die Aufgabe, diesem neuen Gebilde „Hauptstadt“ eine neue bauliche Gestalt zu geben. In eindrucksvollen Folien zeigte Bruno Flierl, wie sich tatsächlich dank eines rechtzeitig und gut vorbereiteten Wettbewerbs eine neue Hauptstadt mit ihrer Regierung angemessen darstellen konnte. Was man als Mensch „unten“ so gar nicht wahrnehmen kann, wird deutlich, wenn man von „oben“ auf alles sieht: die zentralen Institutionen der Demokratie – Bundespräsident (wenn auch etwas abseits aus bestimmten Gründen), Bundeskanzler, Bundesrat, Bundestag, Büros der Abgeordneten – liegen einander zugeordnet, öffentlich für das „Volk“ zugänglich (nur dezent unterirdisch und intern gesichert), die Ministerien nicht weit in der Stadt verteilt. Dies war nicht notwendig von vornherein beabsichtigt. Bruno Flierl berichtete von intensivem Ringen unter den Planenden. Das Ergebnis ist ein beglücken-

des und überzeugendes Bild unserer föderalen Republik.

Schloss und Schlossplatz

Es war absehbar: Das Thema ist ein Minenfeld. Dass Bruno Flierl kein Befürworter des Wiederaufbaus des Schlosses mit seinen Fassaden ist, konnte man in dem Zeitungsinterview bereits vorher lesen, das auf den Plätzen auslag. Es war das Schloss, das die ganze Diskussion am Schluss bestimmte. Unverdrossen nahm er die Anfragen auf, versuchte immer von neuem seinen Vorbehalt, der ja durch die Entscheidungen des Parlaments eigentlich am Ende gegenstandslos war – was er auch ohne Einschränkung anerkannte – zu erklären. Und immer wieder wurde ihm ein Bekenntnis abverlangt: „Sind Sie gegen oder für einen Wiederaufbau eines zerstörten Denkmals?“ Dresden, Warschau, Danzig... Und immer wieder seine Entgegnung: Nicht das Bild (z.B. des Schlosses als Bau am Ende der Straße Unter den Linden), sondern die inhaltliche Notwendigkeit eines Bauwerks sei ausschlaggebend. Architektur und Stadtplanung haben, so Bruno Flierl, nur dann ihre Berechtigung und Anspruch darauf, ernst genommen zu werden, wenn sie von ihrem Inhalt her verständlich sind. Dies aber setzt voraus, dass der Bauherr den Inhalt vorgibt – und im glücklichen Fall ein Architekt dies kongenial umsetzt. Dann entsteht das, was wir schließlich als „schön“ erleben, weil Bild und Inhalt deckungsgleich geworden sind.



Bruno Flierl. Stadthistoriker

Die Frage allerdings blieb, wer in einer Demokratie „Bauherr“ sein kann. Sie war nicht Thema des Vortrags, wäre aber des Nachdenkens wert – vielleicht ein weiteres Mal mit Bruno Flierl?

„Die haben uns stark geredet.“

Von Martina Kolanoski, Politologin

„Erweiterte Kinderlandverschickung“: Interview mit Peter Lorenz, Jahrgang 1929
Im Rahmen der Erweiterten Kinderlandverschickung wurden zwischen 1940 und 1945 etwa 3 Mill. Kinder aus luftkriegsgefährdeten Gebieten evakuiert und längerfristig in weniger gefährdeten Gegenden untergebracht. Was offiziell als „humanitäre Maßnahme“ zum Schutz der Kinder ausgewiesen war,



Foto: Peter Lorenz, Erntedankfest mit musikalischem Verhör

diente ebenso dem erziehungspolitischen Ziel, die Kinder, herausgelöst vom elterlichen Umfeld, zu nationalsozialistisch denkenden Menschen zu erziehen. Die Erinnerungen der Zeitzeugen, die als Kind in einem solchen Lager untergebracht waren, gehen erheblich auseinander. Was für die einen als eine Zeit besonderer Abenteuerlust in Erinnerung blieb, ist für den anderen ein lebensbegleitendes Trauma. Die traumatisierenden Folgen der Lagerzeit beschreibt Prof. Jost Hermand in seinem autobiografischen Bericht „Als Pimpf in Polen“ (1993). Ich sprach mit Herrn Peter Lorenz, der in Berlin Wilmersdorf die gleiche Schule wie Jost Hermand besuchte, über seine Erfahrungen im Kinderlandverschickungslager Schloss Wiemiez im damaligen Reichsgau Wartheland. Der damals 14-jährige fügte sich mit Begeisterung in das Lagerleben. Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte er sich kritisch mit seiner Rolle im NS auseinander und suchte schon 1947 den Kontakt zur Jüdischen Gemeinde. In den 1990ern wurde er Gründungsmitglied der deutsch-israelischen Krebshilfe und ist heute aktives Mitglied der Max-Liebermann-Villa.

MK: Herr Lorenz, das Lagerleben war gezeichnet durch einen starken vormilitärischen Drill, Wehrsportübungen, Geländemärsche etc. Welche Rolle spielten Lieder?

PL: Marschieren und Singen waren ganz wichtig. Wenn ich heute mit meinen Freunden von damals zusammenkomme, staunen wir, dass wir die Liedertexte von vor 60 Jahren heute noch aufsagen können.

MK: Können Sie eins aufsagen?

PL: Ja. „Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.“, zum Beispiel. Und das haben wir noch im Frieden gesungen. Das war ja eigentlich schon ziemlich kriegesrisch.

MK: Ja sehr.

PL: Aber wir haben uns nichts dabei gedacht. Das haben wir gesungen wie ein fröhliches Landmannslied. Wir waren begeistert. Von Hitler runter haben uns ja alle weiß gemacht, dass wir die ausgewählte Generation sind. Blauäugig, blond, sportlich, rassig, hart wie Kernleder und all diese blöden Sprüche. Die haben uns richtig stark geredet. Das war prima, das nimmt man gerne an. Meine Eltern haben das nicht so getan, die haben mir gesagt: „Du bist ja dämlich.“. Aber die Ideologie hat uns aufgebaut. Wir waren die Zukunft der Welt.

MK: Ich frage mich, ob man im Hinblick auf das Lagerleben sagen kann, dass es für die Kinder, die das nationalsozialistische Ideal nicht so recht erfüllen konnten oder wollten, besonders schwierig war. Sie haben sich insbesondere durch Ihre sportlichen Leistungen hervor getan. Hatten Sie dadurch auch eine privilegierte Stellung im Lager?

PL: Ja, also in den wichtigsten Fächern stellte ich mich eher dusselig an. Deshalb war Schule für mich auch immer schrecklich. Aber im Sport war ich gut. Deswegen machte man mich zum Hitlerjugendführer. Die interessierten überhaupt nicht meine Leistungen in Mathe und so weiter. Ich war Torwart beim Handball und konnte damit unglaublich viel gut machen. Ich bin dadurch in einem Sinne aufgefallen, wie die Nazis es gerne mochten. Das Zeugnis bestand ja zur Hälfte aus Sportnoten: Leichtathletik, Ballspiele, Schwimmen.... Damit konnte man Mathematik und Chemie ausgleichen, was mir natürlich sehr recht war. Dadurch bin ich auf einen Ausbildungsweg gekommen, der mich, wenn das so weiter gegangen wäre, was es glücklicherweise nicht ist, zu einer Ordensburg gebracht hätte. Das war die höchste Stufe der Ausbildung für zukünftiges Führungspersonal der NSDAP. Man hat das ahnungslos mit sich passieren lassen. Es war ja auch immer ein Kompliment damit verbunden. Ich war ja zu doof für das, was Schule war, aber hier konnte ich brillieren.

MK: Haben Sie deswegen eine privilegierte Stellung auch im Lager eingenommen?

PL: Nein. Im Lager nicht. Aber ich konnte an externen Lehrgängen teilnehmen.

MK: Waren Sie schon in Berlin Hitlerjugendführer?

PL: Nein. Das hat sich erst im Lager herausgestellt, dadurch dass wir dort so viel Sport gemacht haben. Da hat man erkannt, dass

ich mich als besonders guter Torwart erwies.



Kl.V. Lager. "Schloss Wieniez", 17. März 1944

Daraufhin bekam ich die Position bei der HJ.
MK: Würden Sie die KLV-Zeit insgesamt eher als begrüßenswertes Abenteuer bezeichnen oder wurde das sehr von Gefühlen wie Heimweh und Angst überschattet?

L: Nein, also die ganze Kriegszeit hat für uns Jungs eigentlich etwas von einem verlängerten Indianerspiel gehabt. Wir haben immer das gespielt, was auch Wirklichkeit war. Wie das so geht: In anormalen Zeiten haben Sie anormale Neigungen.

MK: Hatten Sie in dem Lager mehr Freiheiten als zuhause?

PL: Na ja, rund herum waren ja nur Tomatenfelder.

MK: Ich frage, weil Sie zu Anfang herausgestellt hatten, dass man mit 15 diesen wahnsinnigen Drang hat, groß und unabhängig zu sein. Ich hatte den Eindruck, dass ihnen bei diesem Wunsch die HJ, aber auch das KLV, entgegengekommen ist.

PL: Na ja. Wir sind ja im KLV gegängelt worden, mussten ständig antreten. Aber in diesen unausgefüllten Nachmittagstunden konnten wir eigentlich machen, was wir wollten. Das ist das, was Jost Hermand in seinem Buch beschrieben hat, als eine Art von Drangsalierung und seelischem Notstand. In Gesprächen mit meinem damaligen Schulkameraden, kamen wir jedoch zu der Meinung, dass wir diesen seelischen Schaden, den er beschreibt, an uns nicht festgestellt haben. Dass wir ihm also in seiner Analyse widersprechen. Er wollte sagen, dass man uns damals charakterlich und psychisch verbogen hat. Oder uns sogar kaputt gemacht hat. So haben wir das aber nicht empfunden. Es war ja auch nicht so, dass ein SA-Mann vor einem stand und einem irgendeine NS-Ideologien eingepaukt hat. Auf diese Weise sind wir von niemandem beeinflusst worden. Wir waren selber begeistert.

MK: Die Lagerzeit war sicherlich für jeden anders. Eine wichtige Rolle spielte bestimmt auch die Vorprägung aus dem Elternhaus.

PL: Ja, aber Jost Hermand war auch ein Sensibelchen. Nein, also wir fanden das nicht so fürchterlich.

Lesen Sie das komplette Interview auf www.zeitzeugenbörse.de

Die trapsende Nachtigall

Von Klaus-Dieter Pohl, Zeitzeuge

Am Nachmittag des 12. August 1961 überquerte ein aus Karlshorst kommendes Ehepaar die Sektorengrenze nach West-Berlin, verließ am Bahnhof Gesundbrunnen die S-Bahn und suchte das nächstgelegene Polizeirevier auf. Dort erklärte der Mann, er wolle gestehen, in den Jahren 1957 und 1959 in München zwei Männer getötet zu haben. Die Ermittlungen ergaben, dass die Geständnisse der Wahrheit entsprachen, denn jedenfalls in einem der beiden Fälle war zunächst eine natürliche Todesursache angenommen worden.

Wegen Mordes in zwei Fällen angeklagt („Mörder ist, wer ... heimtückisch ... einen Menschen tötet“, § 211 Abs. 2 StGB), beantragte die Staatsanwaltschaft folgerichtig auch für jede der beiden Taten jeweils eine lebenslange Freiheitsstrafe („Der Mörder wird mit lebenslanger Freiheitsstrafe bestraft“, § 211 Abs.1 StGB), denn der Täter hatte den beiden Opfern jeweils in einem Bürogebäude bzw. im Treppenhaus des Wohnhauses aufgelauert („heimtückisch“), dort mit einer pistolenähnlichen Waffe ein Blausäuregas auf sie geschossen und so den Tod herbeigeführt.

Dass dann alles ganz anders kam, lag möglicherweise an den Besonderheiten des Falles: Opfer der beiden Morde waren die beiden ukrainischen Exil-Politiker Rebet und Bandera, die auf Geheiß – wie es im Urteil des Bundesgerichtshofes heißt – „höchster Stellen“ des sowjetischen Machtapparates umgebracht werden sollten. Konkret geschah dies dann auf Befehl des sowjetischen KGB durch dessen Agenten Bogdan Staschynski.

Ziemlich überraschend für die damaligen Prozessbeobachter war später auch das Urteil des 3. Strafsenats des Bundesgerichtshofes vom 19. Oktober 1962: Bogdan Staschynskij wurde – unter Einbeziehung einer Strafe für ein mit der Haupttat notwendigerweise begangenes „Staatsschutzdelikt“ – zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, da er die Mordtaten nicht als Täter, sondern als Gehilfe

begangen habe. Zwar sei, wer eine Tötung eigenhändig begehe, im Regelfalle Täter; jedoch könne er unter bestimmten, engen Umständen auch lediglich Gehilfe sein. Diese lägen hier vor, da Staschynskij sich „letztlich der Autorität seiner damaligen politischen Führung wider sein Gewissen unterworfen ... und die Tatausführung in keinem wesentlichen Punkt selbst bestimmt“ habe, also die Tat nicht als eigene gewollt habe (subjektive Theorie). Da die Strafe des Gehilfen nach den für den Versuch geltenden Vorschriften gemildert werden kann, bei einer lebenslangen Strafe für die Haupttat auf „nicht unter drei Jahren“ für die Beihilfe (§§ 44, 49 StGB in der seinerzeit geltenden Fassung), war das für den Mörder unvermeidbare „Lebenslänglich“ umgangen ...

So ganz neu war diese „Vergeistigung“ des Täterbegriffs nicht, denn bereits im Jahre 1940 hatte das Reichsgericht eine Frau nur dadurch vor dem Schafott gerettet, dass es das Ertränken des neugeborenen nichtehelichen Kindes ihrer Schwester nur als Beihilfe wertete, weil es auf Wunsch und im Interesse der Mutter geschehen sei. Da gemäß § 217 StGB die nichteheliche Mutter, die ihr Neugeborenes tötet, mit einer Freiheitsstrafe bestraft wird, dieses „Privileg“ aber nur für die nichteheliche Mutter gilt, konnte die Schwester vor dem Schafott nur mit dem Kunstgriff gerettet werden, dass sie „die Tat nicht als eigene gewollt“ hatte, also lediglich Gehilfin war (sog. „Badewannen-Fall“).

Mit dem Staschynskij-Urteil hatte der Bundesgerichtshof eine Entwicklung gestoppt, die einige Jahre zuvor der 5. Strafsenat begonnen hatte. Der hatte nämlich am 10. Januar 1956 in ausdrücklicher Abkehr vom Urteil des Reichsgerichts im „Badewannen-Fall“ entschieden, dass die Unterscheidung zwischen Mittäter und Gehilfen nicht allein nach der inneren Einstellung der Beteiligten, sondern nach dem sachlichen Gewicht ihrer gewollten Mitwirkung, ihrem Anteil an der sogenannten Tatherrschaft vorzunehmen sei. (Eine Überlegung, die heute noch zum Beispiel bei der Abgrenzung zwischen strafloser Beihilfe zum Selbstmord und – strafbarer – Tötung auf Verlangen ausschlaggebend ist.)

Wenn also im Verfahren gegen Iwan Demjanjuk eine Anklage lediglich wegen Beihilfe zum Mord in mindestens 27900 Fällen erfolgt ist, liegt das letztlich an der im Staschynskij-Urteil wiederaufgenommenen Theorie, der Täter unterscheidet sich vom Gehilfen dadurch,

dass er – anders als der Gehilfe – „Täterwillen“ habe, die Tat also „als eigene“ wolle.

Zwei Anmerkungen zum Schluss:

Viele Strafrechtslehrer in den 60er Jahren waren dafür, den § 211 StGB (Mord) abzuschaffen, weil dann die juristischen Verrenkungen wie beispielsweise im Falle Staschynskij entbehrlich wären. Denn auch nach § 212 StGB, wonach wegen Totschlags zu verurteilen ist, „wer einen Menschen tötet, ohne Mörder zu sein“, kann in besonders schweren Fällen auf lebenslange Freiheitsstrafe erkannt werden.

Und schließlich tauchte immer wieder – und nicht nur bei Verschwörungstheoretikern – der Verdacht auf, dass dem 3. Strafsenat der Fall Staschynskij nicht ungelegen gekommen sei, weil hier zum zeitlichen Höhepunkt des Kalten Krieges auf die Täter in Moskau gewiesen und damit indirekt der Angeklagte zum Opfer stilisiert und mit einer milden Strafe belohnt wurde. Dieser Verdacht resultierte zum einen aus dem Umstand, dass spätestens seit 1958 klar war, dass der damalige hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer die Verfolgung von NS-Gewaltverbrechen nicht im Sande verlaufen ließ, sondern – zum Beispiel im 1963 begonnenen sogenannten „Auschwitz-Prozess“ – bis zum Urteil brachte. Die meisten wegen solcher Taten Angeklagten „profitierten“ nämlich später von der höchstrichterlich definierten Abgrenzung von Täter- und Helferschaft – ihnen blieb das sonst unausweichliche „Lebenslänglich“ erspart. Nur wenige – meistens so genannte „Exzesstäter“ – hatten später an der Außenseite der Zellentür das Schild „Strafende: Lebensende“ hängen. Und außerdem drängen Formulierungen im Staschynskij-Urteil wie die von der bereits zitierten Unterwerfung unter die damalige politische Führung, von denen es noch einige weitere gibt, diesen Verdacht geradezu auf. So ist in einem Exemplar des 18. Bandes der amtlichen Entscheidungssammlung des Bundesgerichtshofs in Strafsachen in der Bibliothek der Juristischen Fakultät der FU das – stets reichlich glossierte – Staschynskij-Urteil an einer „verräterischen“ Stelle mit dem Kommentar versehen: „Nachtigall, ick hör dir trapsen.“

Wie das Gedächtnis im Alter funktioniert. Eine Buchrezension

Von Peter Mosler, Zeitzeuge

Zu Anfang seines Buches reflektiert Douwe Draaisma das Alter heute: Bürgermeister

haben stillschweigend ihre Besuche zum Geburtstag Hundertjähriger eingestellt. Es gibt zu viele ... Der ältere Mensch hat heute Einkommen und häufig auch Vermögen. Das macht ihn für den Markt interessant. Da er in seiner Zahl – das vergisst der Autor – ein gesellschaftliches Potenzial ausmacht, ist er auch politisch interessant.

Nach Draaisma wurden Altersversorgungen in den meisten westlichen Ländern nicht vor Mitte des 20. Jahrhunderts zum Allgemeinrecht. So ...? – Richtig ist: In Deutschland gibt es seit 1889 die gesetzliche Rentenversicherung, es folgen Dänemark (1891), Neuseeland (1898), im frühen 20. Jahrhundert Australien, Island, Frankreich, Italien, Niederlande etc. – bis Japan, erst 1961. Wem die Informationen Draaismas verdächtig sind, sollte im Zweifelsfall lieber eine Gegenrecherche machen. Der Autor gibt viele Informationen, und nicht alle sind richtig.

Wir wissen, dass das Gedächtnis im Alter abnimmt. Das Vergessen von Namen und von Ereignis-Daten ist typisch für ältere Menschen, gerade Zeitzeugen entwickeln ihre spezifischen Techniken dagegen. Von ihnen wird die Erinnerung an Personen und Ereignisse erwartet – „Wann sind Sie Adenauer in Bad Godesberg begegnet?“ Draaisma stellt eine Versuchskonstellation vor, in der nach dem gescheiterten Mordanschlag auf Präsident Reagan (30. März 1981) und auf den Papst (sechs Wochen später) gefragt wird. Ich frage mich allerdings, warum die Erinnerung an den genauen Tag dieses Mordanschlags für mich notwendig oder auch sinnvoll sein soll. Ich kann das Datum auch in Wikipedia abfragen.

Immerhin halten sich 40% der Menschen für vergesslich, das entspricht etwa dem Prozentsatz bei älteren. Aber „das Gedächtnis wird von Gehirngewebe getragen, dieses Gewebe unterliegt dem Verfall und dem Rückschritt“. Draaisma beschreibt das als einen Gleitflug, dies sukzessive Vergessen.

Ich sah einmal in der U-Bahn katholische Ordensschwwestern, die ein Sudoku-Spiel ausfüllten. „Wer dieses Spiel jeden Tag nur einige Minuten lang spielt, stimuliert das Denkvermögen, die Kreativität und die Konzentration.“ Gedächtnistraining hat eine industrielle Dimension angenommen – „use it or lose it“ – benutze dein Gedächtnis oder du büßt es ein. Zum Schluss wird aber gerne darauf verwiesen, dass das Gedächtnis kein Muskel ist. Man kann es nicht trainieren wie den Bizeps im Fitness-Studio. Es gibt jedoch das Motto:

„Je reicher die Umgebung, desto besser das Gehirn.“ Bei Ratten hat man festgestellt, dass Tiere aus einer abwechslungsreichen Umgebung mehr neuronale Verbindungen haben.

Gedächtnis und biologisches Lebensalter: In der Erinnerung ist vieles bedeutsam, was sich abspielte, als das Erlebnissubjekt um die 20 war: Lebenserinnerungen, Filme, Musik, Bücher. Auch traumatische Erinnerung bleibt diesem biographischen Muster („Erinnerungshöcker“) verhaftet: Unvergesslich ist dem Verfasser dieser Kritik der Besuch von Auschwitz mit 22 Jahren. Auch „das erste Mal“ spielt dabei eine Rolle. Andere Konzentrationslager, die ich später besuchte, haben nicht so eine starke Reminiszenz hinterlassen. 20-30 Jahre ist das Alter, wo Kinder zur Welt kommen, Eltern für Nahrung, Aufzucht und Erziehung sorgen – ist dieses Arrangement zwischen Evolution und Gehirn der Grund für den „Erinnerungshöcker“ – will sagen, in diesem Alter, wo sich Geist und Körper im Optimum befinden? Danach kommt oft die Erinnerungslücke: „Ein Leben ist so kurz, auch wenn es wie meins 100 Jahre umfasst“, sagt ein alter Mann.

Douwe Draaisma, *Die Heimwehfabrik. Wie das Gedächtnis im Alter funktioniert.*

Aus dem Niederländischen von Verena Kiefer, Verlag Galiani Berlin 2009 171 S., 16,95 €.

Das Buch von Douwe Draaisma finden Sie auch in der Bibliothek der ZZB!

Leserbrief

Zwei Bemerkungen von Hans Ulrich Waack zum Text von Karl-Heinz Pohl „Vergleichen tut Not“ (Zeitzeugenbrief Januar 2010, S.7)

„Das von Karl-Heinz Pohl angesprochene Problem besteht vorrangig in der oberflächlichen Auffassung, „vergleichen“ bedeute „gleichsetzen“. Aber ein Erkenntnisgewinn ohne Vergleichen ist nun einmal nicht möglich. Das Ergebnis wird in der Regel in der Feststellung bestehen, dass es eine Reihe von Gemeinsamkeiten, aber auch eine Reihe von Unterschieden gibt. Von Fall zu Fall wird man entscheiden müssen, welche Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede für die zu beantwortende Frage wichtiger sind. Manchmal wird die Antwort offen bleiben müssen. Die Feststellung einer völligen oder überwiegenden Gleichheit wird eher der Ausnahmefall sein. Und schon gar nicht ist sie von vornherein ungeprüft beabsichtigt.“

Ungeprüft: Ärgerlich sind vorschnelle Vergleiche mit Ereignissen der NS-Zeit und der Stalin-Diktatur, weil in der Regel die Größenmaßstäbe nicht stimmen...“

Leserbriefe geben die Meinung ihrer Verfasser wieder, nicht unbedingt die der Redaktion. Wir freuen uns über alle Zuschriften, müssen uns aber das Recht der Kürzung vorbehalten. – Die Red.

Die Schweizer sind da!

Von Liselotte Kubitzka, Zeitzeugin

Gespannt erwartete ich das durch die ZZB vermittelte Interview mit Fräulein Nicole Peter (19 Jahre) aus Zürich und Fräulein Zoe von Rotz (21 Jahre) aus der Nähe von Zürich. Das erste Mal sollte ich also mit Schweizern ins Gespräch kommen. Nachdem die Einladung in meine Wohnung leider nicht zustande kam, einigten wir uns auf einen Treffpunkt am Potsdamer Platz. Der Lehrer hatte aus Sicherheitsgründen meiner Einladung nicht zugestimmt.

Am 2. Oktober trafen wir an der Säule mit der Uhr bei Schauerwetter und aufgespannten Schirmen zusammen. Wir waren uns sofort sympathisch. Ich erklärte Berlin, so weit wir sehen konnten (später unterstützt durch viele Postkarten mit und ohne Mauer), wie es hier bis 1945, bis 1961 und danach bis 1989 mit dem großen freien Raum und Schussfeld aussah und was sich jetzt sichtbar verändert hat. Schnell suchten wir dann ein Café und diskutierten rege über die komplizierten Berliner Lebensumstände in den vergangenen Jahrzehnten, insbesondere zur Mauerzeit, aber auch davor und danach. Mittlerweile füllte sich das Café und andere nahmen Anteil, was wir erst spät bemerkten. Die intelligenten Fräulein waren das erste Mal in Berlin und staunten über alles, speziell über die Riesengröße Berlins. Bis 13 Uhr gingen wir die Themen durch: Schule, Ehe, Arbeitsleben, Gleichberechtigung, Hobby-Ferien, FKK, Datsche, Familientrennung und vieles mehr. Viele Notizen wurden gemacht, Fragen unter anderem zur Stasi gestellt, zum Beispiel, ob ich Angst hatte, als sie mich werben wollten. Viele guckten interessiert. Alle Aufzeichnungen sollten bei der schriftlichen Abschlussarbeit für die vierjährige Drogistenlehre mit Abitur Verwendung finden. Weil das so wichtig war, bedauerten wir, unseren Gedankenaustausch um 13 Uhr beenden zu müssen. Gern hätte ich noch länger gesprochen. Gegen 14 Uhr sollte die Klasse gemeinsam zur Mauer

aufbrechen. Ich wünschte alles Gute, einen erfolgreichen Lehrabschluss und eine positive Note, speziell für den Geschichtsaufsatz. Sie versprachen, mich über die Zensur zu informieren und unbedingt den Berlinbesuch zu wiederholen. Ich freue mich sehr, dass wir als Zeitzeugen zu einer so guten länderübergreifenden europäischen Zusammenarbeit beitragen können. Das ist ein Erfolg!

Suchmeldungen

Gesucht werden Zeitzeugen, die

Nr. 19/10 - darüber berichten können, welche Chance Jugendliche hatten, ihren Glauben in der DDR auszuüben. (Kontakt per E-Mail)

Nr. 22/10 - als russische Migranten in Berlin lebten.

Wir gratulieren . . .

. . . allen im März geborenen Zeitzeugen:

01.03. Jürgen Rohde, 04.03. Ilse Weimann, 05.03. Horst Jänichen, 10.03. Gertrud Schönberg, 12.03. Karin Manke, 14.03. Gisela Stange, 17.03. Fred Grenkowitz, 21.03. Hubertus Guske, 22.03. Ilse Kleberger, 24.03. Werner Rottscky, 27.03. Charlotte Österreich, 30.03. Wolfgang Steinke, 30.03. Vibeke Becker, 31.03. Ingetraut Burghardt, 31.03. Hildegard Becks.

Veranstaltungshinweis

Politisch verfolgte Frauen in der SBZ und DDR

Was waren das für Frauen, die vom sowjetischen Geheimdienst in Arbeitslager nach Workuta oder Sibirien verschleppt oder in der SBZ und DDR in Lagern und Gefängnissen inhaftiert wurden?

Die Bundesstiftung Aufarbeitung nimmt den 8. März, der in der DDR als „Internationaler Frauentag“ alljährlich mit großem propagandistischem Aufwand begangen wurde, zum Anlass, um vier Frauen mit ihrem Schicksal zu Wort kommen zu lassen.

Am **Montag, 8. März 2010, 19.00 Uhr** bei der Bundesstiftung Aufarbeitung, Kronenstr. 5, 10117 Berlin,
Verkehrsanbindung: U-Stadtmitte

Ankündigung

Dienstag, 9. März 2010, 14.30 Uhr

ZENTRUM BERLIN: VON DER HO-STALIN-ALLEE ZU BUNDESKANZLER EHRHARD

Vortrag mit Lichtbildern

Als ehemaliger Ostberliner und späterer Bundesbürger hatte **Dr. Klaus Riemer** (Jg.1931) Gelegenheit, auf beiden Seiten des „Eisernen Vorhangs“ hinter die Kulissen zu sehen. Heute spricht er über Fakten und Erfahrungen auf dem Gebiet der Information und Propaganda unter denkbar unterschiedlichen Vorgesetzten und Regierungen. Anschließend ist Gelegenheit zu Fragen und Gesprächen.

HALBKREIS

Dienstag, 23. März 2010, 14.30 Uhr

Zusammenleben von Deutschen und Polen vor dem Krieg

Elfriede Wedepohl (Jg. 1932) berichtet über ihr Leben als Teil einer deutschen Minderheit erst in einer Kleinstadt und dann in der Kreisstadt Schrimm/Srem an der Warthe im Bezirk Posen. Ihr Vater wurde am 1.9.39 von den Polen interniert.

Da es 1939 keine schulpflichtigen deutschen Kinder gab, wurde sie in einer rein polnischen Schule eingeschult. Über diese Schulzeit berichtet sie und auch über die Rolle, die die Kirche übernahm.

„**Als ich aufwachte, war ich tot**“

Michael Schacht-Dolgoruky behauptet, am 26.11.1919 in Petrograd als Sohn von Prinz Simeon Michailovitsch Dolgoruky und Prinzessin Irina Golitzin geboren zu sein. Ebenfalls in Petrograd begegnete sie dem deutschen Offizier Schacht und dessen jüdischer Frau und bereiteten diese vor, das Kind mit nach Deutschland zu nehmen, weil sie um sein Leben fürchteten.

Moderation: Eva Geffers

**Veranstaltungsort: Landeszentrale für politische Bildung, 10787 Berlin, An der Urania 4 - 10
Ecke Kurfürstenstraße**

Verkehrsverbindungen: U1, U2, U3 Wittenbergplatz/Nollendorfplatz, Bus 100, M29, 187, Haltestelle Schillstraße,
Bus 106, M19, M46 - Haltestelle An der Urania

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P.: Eva Geffers. Redaktion: Eva Geffers, Layout: Karin Rölle, **ZeitZeugenBörse e.V., Ackerstr. 13, 10115 Berlin,**

Tel: 030-44046378, Fax: 030-44046379, Mail: info@zeitzeugenboerse.de, web: www.zeitzeugenboerse.de

Büro: Mo, Mi, Fr 10 –13 Uhr, Druck: Typowerkstätten Bodoni, Linienstrasse 71, 10119 Berlin. Tel: 030-2825137, Fax: 030-28387568,

Mail: info@bodoni.org, Redaktionsschluss für die Aprilausgabe ist der 15. März 2010. Kürzungen und redaktionelle Bearbeitungen der

eingesandten Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-

Nr. vermerken. Wenn Sie den ZeitZeugenBrief statt per Post per E-Mail erhalten wollen, schicken Sie uns bitte eine E-Mail!

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft BLZ 10020500, Kontonummer: 3340701